
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 127. Bromberg, den 29. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(23. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

Es gab nun in den ganzen folgenden Tagen soviel dringendeArbeit fürChristine, durch ihre veränderteStellung zum Geschäft hervorgerufen, daß sie zu einem ruhigen Besinnen zu einer ungestöcten Freude über ihren glänzenden Emporstieg noch gar nicht hatte kommen können. Und als auch dieseStunde kam, da sie sich derFreude hätte hingeben können, entbehrte sie mit schmerzlichem Bewußtsein einen Menschen, der mit ihr jubelte, mit ihr lachte und von Herzen ihre Freude hätte teilen können. „Ich mußte nicht nur mein größtes Leid allein tragen — ich muß auch meine Freude, das bißchen Glück, was ich mir noch zusammenraffe, allein und ohne ein mitfühlendes Herz hinnehmen“, empfand sie mit leichter Wehmut. Sie dachte an alle, die ihr einst nahe gestanden, und statt des Jubels über ihre Erfolge stellte sich das Heimweh, die Sehnsucht nach der Heimat und den ihr dort lieben Menschen bei ihr ein.

Und plötzlich zuckte ein Gedanke in ihr auf, der sich sogleich zum festen Entschluß wandelte: Ja, sie wollte doch, so bald es irgend anging, nach Deutschland reisen, das Waisenhaus, dieMutter und alle ihre liebgewordenen Stätten besuchen. Doch vorläufig war an eine solche Reise noch nicht zu denken. Der Bau der Mühlenwerke ging zwar mit echt amerikanischer Geschwindigkeit vonstatten, und noch ehe die hier schon im Herbst einsetzende strenge Winterkälte eintrat, war das imposante Gebäude so weit fertiggestellt, daß nur noch im Innern Arbeiten notwendig waren. Doch der ganze Apparat, der nun in Bewegung gesetzt werden mußte, um den Betrieb sofort nach Vollendung des Werkes in Gang zu bringen erforderte von Christine wahrlich doppelte Kräfte und doppelte Zeit. Für M. Godard suchte und fand sie auch bald vollwertigen Ersatz in einem schon bejahrten Irländer, Mr. Johnstone. dem sie die Befugnisse einer Art Generaldirektors einräumte.

Miß Dobbs zog sich langsam, aber doch fühlbar, vom Geschäft zurück, sie wußte ja alles in so guten Händen und wollte nun auch noch ein paar schöne, ruhige Jahre genießen.

Das Geschäft gewann immer größere Ausdehnung; es war, als läge ein ganz besonderer Segen auf diesem Unternehmen. Und als dann endlich das Mühlenwerk fertig und dem Betrieb übergeben war, konnte es kaum den Ansprüchen genügen. Es war, als habe man in Kanada nur auf diese Mühle gewartet, so viele Anfragen liefen ein. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Mühle die allerneuesten Maschinen hatte, womit ein Mehl erzeugt würde, wie es feiner keine andere Mühle hervorbringen könnte.

Eines Abends, als Christine bei Miß Dobbs zum Tee war, drückte ihr diese fast gerührt die Hand: „Kind, Sie werden vom Glück geradezu verfolgt. Die Erträge der Mühle stellen ja unser ganzes übriges Geschäft tief in den Schatten. Und wenn es so weitergeht, werden wir noch reiche Leute,“ schloß sie schmunzelnd.

Und wie recht sie mit dieser Prophezeiung hatte, bewies der Geschäftsbericht des ersten Jahres, der über alles Erwarten günstig lautete. Christinens kleines Einlagekapital wuchs bereits zu einem Vermögen an. Ihrem Einkommen entsprechend hätte sie ein überaus glänzendes Leben führen können. Doch sie blieb einfach und, so weit es anging, anspruchslos in ihrer Lebensführung. Sie bewohnte jetzt ganz in der Nähe von Miß Dobbs ein eigenes kleines Holzhaus, denn es war ihr doch ein großes Bedürfnis geworden, ein gemütliches und ihren Schönheitssinn befriedigendes Heim zu haben. Mit Hilfe der alten Dame hatte sie auch bald eine kleine Dienerschaft beisammen, wie sie für einen solchen Haushalt benötigt wurde, und die Oberaufsicht darüber hatte Christine dem weitaus fähigsten unter ihnen, ihrem Chauffeur Henner übergeben. Eine junge Halb-Indianerin, mit Namen Jessy, tat eine Art Zofendienste bei Christine, da sie jede Arbeit, die nicht dem Geschäft von Nutzen war, andern überließ.

So floß ihr Leben in steter Arbeit dahin, von keiner jubelnden Freude, aber auch von keinem tieferen Schmerz unterbrochen. Beinahe acht Jahre war sie nun schon in Winnipeg, und noch nie in dieser ganzen Zeit hatte sie einen Urlaub genommen. Sie hatte die Stadt nur dann verlassen, wenn es dringende Geschäfte nötig machten, und war auch da niemals über Ottawa, Toronto, Montreal oder Halifax hinausgekommen, seit sie mit Mr. Gondensmit in Montreal eingetroffen war. Es dünkte sie eine Ewigkeit, die seitdem verflossen, und der Gedanke an eine Reise nach Deutschland nahm immer festere Formen bei ihr an, ohne daß sie bisher ihre Absicht gegen irgend jemand geäußert hätte.

Da traf eines Tages aus Deutschland ein Brief von der Direktion der Strafanstalt ein, in der ihre Mutter untergebracht war. Das Schreiben enthielt die für Christine so bedeutsame Mitteilung, daß ihre Mutter infolge fortgesetzt guter Führung der letzten Jahre begnadigt und damit der Freiheit wiedergegeben werden solle. Und weiter hieß es in dem Berichte: „Leider hat sich schon seit längerer Zeit ein, wie es scheint, nicht unbedeutendes Herzleiden bei Ihrer Mutter eingestellt, und es wäre daher Ihre Anwesenheit bei der Entlassung der alten, gänzlich hilflosen Frau erwünscht, um sie an einem geeigneten Orte unterzubringen. Wie mir außerdem die Wärterin berichtet, fragt Ihre Mutter häufig nach Ihnen, und wäre vielleicht ein Wiedersehen mit Ihnen von günstigem Einfluß für das wohl in der Hauptsache seelische Leiden der Kranken.“

Das gab für Christine den Ausschlag, sich in kürzester Frist zu der Heimreise zu rüsten, und ein wahrer Freudentaumel ergriff sie, als sie sich dieses Entschlusses voll und ganz bewußt ward. An die Direktion der Strafanstalt ging sogleich ein Brief und eine ansehnliche Summe Geldes für die Pflege der Mutter ab, mit der Bitte, daß man nichts unversucht lassen möge, was zur Heilung oder Linderung ihres Leidens möglich wäre, und daß sie die Unterbringung der Mutter persönlich leiten werde.

Miß Dobbs war völlig einverstanden, daß Christine so rasch wie möglich nach Europa reise, schwebte aber in tausend Ängsten über diese entsetzlich lange Reise, und welchen Gefahren Christine dabei überall ausgesetzt sein würde. Sie konnte deren fast ausgelassene Freude nicht so ganz teilen und schalt sie eine Närrin, einen Kindskopf, ein verspätetes Schulmädel, als Christine, die schon längst Tochterrechte hier genoß, die alte Dame bei einem erneuten Freudenausbruch umfaßte und, so gut es ging, mit ihr im Zimmer herumtanzte. So hemmungslos strömte mit einem Male der Jubel über die bevorstehende Heimreise aus ihr hervor, daß sie wirklich wie ein Schulmädel sich benahm, dem der heißeste Wunsch seiner jungen Jahre erfüllt werden soll. Miß Dobbs aber schüttelte immer besorgter das Haupt und zweifelte bereits daran, daß Christine jemals von dieser Reise wiederkommen würde, da sie der Überzeugung war, daß auf solcher Reise so viele Gefahren auf das junge Mädel lauerten, wie sie vielleicht sonst nur den Teilnehmern der Himalayaexpedition drohten. Und sie beschwor Christine in ihrer großen Liebe und Fürsorge so lange, bis diese den Bitten der alten Dame nachgab und ihre Dienerin Jessy

sowie ihr eigenes Auto samt dem so lange erprobten zuverlässigen Henner mitzunehmen beschloß. Da erst beruhigte sich Miß Dobbs einigermaßen, wenn auch die Kummerfalten aus ihrem Gesicht nicht so rasch verschwanden. Den Henner nahm sie dann noch besonders ins Gebet und versprach ihm, ohne Wissen Christinens, eine bedeutende Gehaltsaufbesserung, wenn er seine junge Herrin mit alter Treue und Aufmerksamkeit auf dieser Reise begleite und so vor allen Gefahren beschütze, soweit dies in seinen Kräften stehe.

„Nein, Miß Dobbs", hatte der biedere Thüringer erwidert, „was ein echter Deutscher ist, läßt sich für seine Treue nicht bezahlen. Ich sehe Ihren Auftrag und Ihr Vertrauen als eine große Ehre an und werde alles tun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen." Und lachend vor Glück über diese Gunst des Schicksals fügte er noch hinzu: „Nun komme ich ja auch noch viel eher wieder nach Deutschland zurück, als ich es dachte, Miß Dobbs. Was werden sich Vater und Mutter freuen!" schloß er treuherzig.

„Besonders, wenn sie erführen, was für ein Narr ihr Sohn ist, eine Verbesserung seines Einkommens zurückzuweisen wegen einer romantischen Schrulle", entgegnete ärgerlich, doch nicht unfreundlich, Miß Dobbs, überlegte sich aber, wie sie diesem jungen Manne, wenn er zurückkam, ihre Anerkennung sonstwie ausdrücken sollte.

Und endlich war der Tag gekommen für Christine, daß sie alles für die Dauer ihrer Abwesenheit wohlgeordnet und in treuen Händen zurücklassen und die Heimreise antreten konnte.

Miß Dobbs brachte sie mit ihrem kleinen Gefolge zur Bahn und trug dabei eine solche Leidensmiene zur Schau, daß Christine behauptete, es fehle ihr bloß noch der Trauerschleier, dann könne die Beerdigung beginnen. Aber kein Scherz verfing mehr bei der alten Dame — tiefbekümmert sah sie drein, und — Christine traute ihren Augen kaum — zwei dicke Tränen perlten über die feisten Bäckchen, als sie nun vor dem Zuge stand und noch Dutzende von Ratschlägen mit auf den Weg gab. Und: „Bleibe nicht allzulange fort, wir werden dich überall vermissen, Kind", sprach sie noch dem langsam aus der Halle rollenden Zuge nach, ohne daß es Christine noch verstanden hätte. Mechanisch winkte sie mit ihrem Tüchlein den Abschiedsgruß zu der alten Dame, aber ihre Gedanken eilten weit voraus, in seligster Freude der Heimat, dem Vaterlande entgegen.

26. Kapitel.

Schwere, orkanartige Stürme hatten die beiden letzten Tage und Nächte in Hamburg gewütet. Dächer waren abgedeckt, Schaufenster eingedrückt, Kamine zerstört worden, so daß ein unübersehbarer Schaden in der Stadt und Umgebung gemeldet wurde. Viele Schiffe konnten nur noch mit äußerster Not den Hafen erreichen, während so manches kleinere Fahrzeug meist mit der ganzen Besatzung seinen Untergang in den aufgepeitschten Wellen fand.

An solchen Tagen hielt es Werner Krüß nicht mehr im Hause. Die alte Unruhe, der Kummer um die verlorene Geliebte trieben ihn dann hinaus in die aufgewühlte Natur, die ihm dann ein Sinnbild seines eigenen Wesens zu sein schien. Die acht Jahre seit Christinens Fortgehen waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Von seiner einst so strammen aufrechten Haltung war nichts mehr zu sehen. Müde und etwas vornübergebeugt ging er die Elbchaussee entlang, den Blick immer ins Weite gerichtet, als erwarte er von dorther irgendeine Hilfsbotschaft.

In einem kleineren Café, in dem er heute der einzige Gast war, machte er er eine Ruhepause und studierte, seinen Kaffee trinkend, die Zeitung dabei. Lange schon war er aus dem Staatsdienst ausgetreten, und nachdem er erst monatelang sich nur der Suche Christinens gewidmet, hatte er, sein vergebliches Bemühen einsehend, sich als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt niedergelassen. Er hätte eine glänzende Praxis haben können, wäre ihm daran gelegen gewesen, doch er begnügte sich mit einem kleinen Wirkungskreis, um immer noch so viel Zeit zu erübrigen, daß er sein Suchen nach Christine unermüdlich fortsetzen konnte. Er fühlte mit innerer Gewißheit, daß sie noch lebte und ihn ebensowenig vergessen hatte, wie er sie. So führte Werner ein einsames, zurückgezogenes Leben, denn auch der Verkehr mit den Eltern hatte durch die Verbitterung gegen den Vater stark gelitten. Er bewohnte eine eigene kleine Wohnung im Innern der Stadt und kam nur bei besonderen Gelegenheiten nach der Alstervilla.

Draußen schlug der Regen jetzt prasselnd gegen das Fenster, und der Wind heulte sein grimmigstes Lied dazu. Werner achtete nicht darauf. Er blickte nur einmal flüchtig auf, als der Sturm ein wahres Wutgeheul anstimmte und die Wogen der Elbe wie wilde Tiere hin und her sprangen. Da fühlte er sich erst so ganz behaglich inmitten dieses Aufruhrs der Natur. — Doch plötzlich blieben seine Augen an einer kleinen Notiz, einer Anzeige der Zeitung hängen. Äffte ihn jetzt hier seine Einbildungskraft mit etwas, das sein ganzes Sein und Denken gefangen hielt, oder klärte sich das Ganze bei näherer Betrachtung als sehr harmlos auf, denn es gab ja doch noch eine ganze Anzahl Menschen dieses Namens. Und er las noch einmal mit zitternden Nerven: „Privatsekretärin, englisch und französisch flott beherrschend, für sofort gesucht. Zu erfragen Hotel Atlantic, Zimmer 4, Chr. Berthold." Es war eine Hamburger Zeitung, die Werner eigentlich selten in die Hände bekam. Er hatte sie eben hier auf dem Tische liegen sehen und da er selbst keine bei sich hatte, sogleich danach gegriffen. Rasch wendete er das Blatt und sah zu seinem Erstaunen, daß diese Nummer der Zeitung schon vor mehr als acht Tagen erschienen war. Es hatte sie wohl jemand achtlos hier liegen lassen oder zum Einpacken benutzen wollen. Eilig zahlte er, und ungeachtet des Regens stürmte er hinaus ins Freie, der nächsten Fahrgelegenheit zu. Er mußte wissen, wer Chr. Berthold war, um jeden Preis und so schnell als möglich. Seine Schritte waren plötzlich so elastisch und jugendlich, sein Gang so aufrecht, daß man hätte glauben können, er habe da drinnen in der kleinen Wirtsstube irgendeine Wunderkur durchgemacht.

Mit hastigen Schritten eilte er seinem Ziele zu.

Im Hotel erfuhr er, daß die Dame — es handelte sich also nicht um einen Herrn — mit ihrem Personal schon vor fünf Tagen abgereist sei. Das Reiseziel war nicht bekannt, doch daß sie mit Vornamen Christine hieß, und daß sie aus Winnipeg in Kanada gekommen und mit eigener Dienerschaft reise, das hatte er noch erfahren können.

Der erste Anhaltspunkt war ihm nun gegeben — sie und keine andere mußte dies sein. Und nun wollte er sie schon finden und zu halten wissen, was auch aus ihr geworden sein mochte. Und sie trug noch ihren Mädchennamen, war also noch frei! O, es war ja nicht auszudenken, wenn diese ganzen Jahre noch einmal ausgelöscht werden könnten, wenn er sie wiederfände, wie sie von ihm gegangen. Nie, nie würde er sie wieder von sich lassen, und sollten sie beide darüber zugrunde gehen.

Christine hatte gleich zu Beginn ihres Hamburger Aufenthaltes diese für Werner so inhaltschwere Anzeige aufgegeben, da sich die Telegramme und Nachrichten aus Winnipeg schon in den ersten Tagen derart häuften, daß sie ohne eine Hilfe nicht zur Erledigung ihrer persönlichsten Angelegenheiten gekommen wäre.

Mit einem unausprechlich bittersüßen Heimatglück im Herzen hatte sie nach so langer Abwesenheit wieder deutschen Boden betreten, hatte das erste Wiedersehen mit der Zauberstadt aus dem Erinnerungsschatze ihrer Kindheit gefeiert und empfand von Tag zu Tag immer mehr die Leere in ihrem Herzen, als sie die Straßen und Plätze durchwanderte, durch die sie damals zu Zweien in so jubelndem Glück geschritten waren. Es kostete sie eine unsagbare Überwindung, nicht den Geliebten aufzusuchen und ihm zu sagen, daß sie nun auch bereit sei, ohne den Willen des Vaters und ohne Rücksicht auf die Gesellschaft die Seine zu werden. Sie mied die stillen Straßen, sie sah nicht hinüber nach der so nah gelegenen Alstervilla, sondern sie ging mit der kindlich entzückten Jessy in die belebten Geschäftsstraßen und kaufte dort, als wolle sie sich damit betäuben, unzählige kleine und große Geschenke für das Waisenhaus, die Mutter, die alte Therese, Jessy selbst, und packte Henner, dem sie gleich mehrere Tage Urlaub zur Heimreise gab, für ihn und seine Angehörigen in Thüringen so viel schöne Dinge ein, daß der junge freudestrahlende Mensch ein über das andere Mal sagte: „Aber nä, Freilein, das gann ich ja gar nich von Ihn' verlangen."

(Fortsetzung folgt.)



* **Ein nachahmenswertes Beispiel.** Das französische Landwirtschaftsministerium beabsichtigt, demnächst einen Rundfunkdienst einzurichten, der Landwirten in abgelegenen Gegenden Belehrung über die besten Methoden zur Bestellung ihrer Ländereien erteilen soll. Die Regierung will außerdem den einzelnen Schulen, landwirtschaftlichen Vereinen und dergleichen Beihilfen zur Anschaffung von Lautsprechern gewähren, damit ein möglichst großer Kreis von der neuen Einrichtung Nutzen ziehen kann. Außer Wetterberichten, Vorträgen über die beste Art der Bekämpfung der den Landwirt am meisten interessierenden Viehkrankheiten usw. sollen Nachrichten über die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft, soweit sie für landwirtschaftliche Kreise in Betracht kommen, daneben aber auch Konzerte und leichtere Unterhaltung geboten werden.

Die Heimkehr des Sängers.

Der noch erhaltene, letzte irdische Rest eines großen Dichters, ein Häuflein Knochen und Asche, wird aus fremder Erde, wo vor achtundsiebzig Jahren der gestorbene Leib bescheiden genug begraben ward, mit Prunk und Pracht und königlichen Ehren in die Heimat zurückgebracht, um unter Königen in der Wawelgruft bestattet zu werden. Das Volk, dessen Sprache Słowackis Dichtung mit Reichtümern überschüttete, das Volk, das er mit berauschenden Träumen nährte — war gegen den nach Ruhm und Liebe unsäglich lechzenden, einsamen Dichter zu dessen Lebzeiten karg und kühl. Unerkannt von den Kleinen, gelegentlich auch mißachtet von den Größten des polnischen Volkes, marterte sich eine Feuerseele in bitterlicher Vereinsamung ab.

„O, sprecht mir nichts mehr von des Volkes Leiden,
Was ist das Volk mir, kinderlosem Mann?
Mein Herz ist plötzlich mir erstarrt zu Eis
Und wie ein Mörder flieht mein Geist die Menschen
Und sieht in keinem Menschen seinen Bruder
Und haßt die Menschen, anstatt sie zu lieben."

So sah der Abgrund der Verzweiflung aus, in dem der einsame Dichter um Erleuchtung rang. Er hat nicht vergebens gerungen, er hat sich endlich durchgekämpft zur einfachen, großen und erlösenden Wahrheit:

„Bitte Gott nicht für mich, sondern für die Menschen, für mich ebenso wie für die Menschen; sondere mich in nichts von ihrem Geschick ab, denn ich bin in allen und alle sind in mir."

Nach dem leiblichen Tode, der — oft glücklicherweise — das Allzumenschliche in die Urbestände des Seins zurückführt, begann sein Geist in den Gefilden der Dichtungen, die er sich für seinen höheren Fortbestand in der Erdenwelt geschaffen, zu blühen und zu leuchten. Es war ein herrliches Auferstehen unter neuen Geschlechtern, die wie dazu geschaffen waren, um ihren Schönheitsdurst an den Quellen zu stillen, welche in den Dichtungen Słowackis rauschen. Diese Quellen spendeten durch die Jahrzehnte immer reichlicher und spenden noch immer. Spenden am reichlichsten den wenigen, die sich mit Ergriffenheit daran erfreuen, daß auch die Vielzuvielen in Polen, die Götzendiener, die Ruhm- und Machtanbeter, die blinden Massen und ihre aufgedunsenen seelenlosen Anführer sich vor dem Aschenhäuflein eines Sängers tief verbeugen müssen.

Das polnische Volk wurde durch des Geschickes unerforschliches Walten gewaltig erhöht. Es ist viel Raum im polnischen Staat für die Ausbreitung des nationalen Selbstgefühls. Es kann aber auch nicht fehlen, daß viele, an solche Raumausmaße nicht gewöhnte Naturen sich an der berechtigten Pflege des nationalen Selbstgefühls nicht genügen lassen und aus einem plötzlichen, mißverstandenen Herrengefühl heraus zu Orgien des Stolzes und der Willkür neigen und gern vergessen, daß es viel Elend im Hause gibt und Grund zum Wehklagen.

Schön und erhebend sind Feste des Geistes, und die Huldigung, welche dem Andenken eines Sängers dargereicht wird, der die grandiosen „König-Geist"-Rhapsodien gesungen und in ihnen mit unerreichbarer Wortgewalt: Völkerschicksalsahnungen, das Auf und Ab der Zeiten, das mystische Grauen seherischen Erlebens zum Klingen gebracht hat, die Huldigung an diesen Geist — ist ein Fest, dem auch das Herz des Deutschen in Polen zugetan ist. Denn was schön und edel ist in diesem unserem gemeinsamen Lande, ist den Deutschen nicht minder wert als den Polen. **Wir Deutschen in Polen grüßen in Ehrfurcht die irdischen Überreste des großen Sängers und Führers Julius Słowacki.**

Słowacki und die deutsche Kultur.

Daß über Słowacki bereits viele Bände in Polen geschrieben wurden und noch immer geschrieben werden, ist verständlich. Es ist noch vieles an ihm zu entdecken, was früheren Generationen mit ihrer anderen Welteinstellung und Gefühlsweise in den Dichtungen und Gedankengängen Słowackis ganz unverständlich war. Auch ist vieles auszuschalten, was anderen Zeitumständen entsprach und heute nicht mehr befruchtend wirken kann. Außer den wenigen Ringenden, die sich an Słowacki stählten, sind natürlich auch die behäbigen Kärrner emsig bemüht, allerlei philologische Kleinarbeit zu verrichten, die von relativer Nützlichkeit für den kulturellen Gesamtbetrieb sein mag. Aber diese gelehrten Herren sind in ihren Dienstleistungen nicht immer ganz sauber. Manchmal vertuschen sie ganz wichtige Dinge, die der momentanen Politik nicht in den Kram passen.

Wie sehr die polnische Romantik (also die Höchstblüte der polnischen Poesie) mit der deutschen verflochten ist, darüber weiß das Häuflein der literarisch und humanistisch gründlich Gebildeten und selbständig Forschenden in Polen sicherlich genügenden Bescheid. Aber den breiteren intelligenten Kreisen, die sich mit einigen, ihnen fertig vorgesetzten Resultaten begnügen müßen, ist vieles unbekannt, was sie wissen sollten. Das ist das zweifelhafte Verdienst der Kärrnergilde.

Es ist daher erfreulich, daß der bekannte Satyriker und Publizist **Adolf Nowaczyński**, ein recht unterhaltsamer und intelligenter Kampfhahn jüdischer Abstammung und deutschfeindlicher Tendenz — in Puncto Słowacki die Vertuschungsfreudigkeit der Literarhistoriker ein wenig stört und die tiefgehenden Einwirkungen der deutschen Kultur auf Słowackis Schaffen in einer temperamentvollen Studie: „Ignis ardens", welche in der Słowacki-Festnummer der Warschauer „Wiadomości Literackie" enthalten ist, nachweist.

Nowaczyński schreibt:

Es gibt eine gewisse Kategorie, einen gewissen Komplex von Einflüssen, der einmal auszusondern und zu erhöhen wäre in den Betrachtungen über Słowacki; nämlich den **Einfluß der romantischen germanischen Ideologie.** Aus irgendwelchen albernen, derb lechitischen Gründen wird dies in der Brüderschaft der berufsmäßigen Schwätzer wenig betrachtet, und zu wenig ins grelle Licht gesetzt, es wird gleichsam konspiratorisch verschwiegen. Konventionell werden die Einflüsse Dantes, Calderons, de Vigny's, Byrons, Walter Scotts (?), sogar Alfieris (!) anerkannt und registriert. Leichthin und gelegentlich geruhten nach Malecki und Tarnowski, die Herren Pigoń, Hahn und Hösick (polnische Literarhistoriker) gewisse deutsche Einflüsse zuzugeben. Indessen wäre hierüber ein dicker Band zu schreiben. Und man braucht sich dabei gar nicht zu genieren.

In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts wohnte in Allemagne (Deutschland) **das Volk der Dichter und Denker. Und die ganze Romantik leitet sich nicht aus Schottland her, sondern aus Germanien, auch die polnische Romantik, jawohl! Und es ist kein Grund vorhanden, ihr Provinzschulmeister, diese Wahrheit unter dem englischen oder dem französischen Scheffel zu verbergen.**

Frau von Staël hat im Jahre 1813 für Europa Deutschland entdeckt. (Nanu . . . d. R.) Dieses Buch über Schiller und Goethe war ein Evangelium für Salomea, geborene Januszewska (die Mutter Słowackis). Der Vater (Słowackis) Eusebius trug über die deutschen Klassiker vor — ja, übersetzte sogar die Idyllen Klopstocks und Geßners. Die Mutter spielte auf dem Flügel Händel, Bach, Mozart und die ersten Wiener Walzer. Den Julius (den jungen Dichter) unterrichtete auf dem Clavizemballo der deutsche Fock, im Deutschen unterrichtete ihn der Philosophiekandidat Gravert. Der Stiefvater, Doktor Becu, stammte trotz des französischen Namens von Berliner Emigranten, von Deutschen ab. Sowohl auf der Warschauer, als auch auf der Wilnaer Universität überwogen auf manchen Fakultäten die stammechten Deutschen. In Warschau, im Jahre 1818 gab es zwanzig deutsche Professoren, und es erschienen ständig drei deutsche Blätter. Befreundete Familien der Frau Salomea waren die deutschen Familien der Berkmanns und der Spitznagels; der Freund des Julius (Słowacki) war Werther Spitznagel. Der Vater Lelewels (des großen polnischen Historikers: er hieß eigentlich Lochleffel von Loevensprung. D. R.) sprach schlecht polnisch; der Professor der Literatur auf der Wilnaer Universität Borowski verhöhnte die französische Literatur und glorifizierte die deutsche. Philareten und Philomaten: (Tugend- und Bildungsfreunde) wurden nach dem Vorbilde der deutschen „Jugendbünde" gebildet. Der junge Mickiewicz hielt sich kurz bei den Nationalisten auf, um sich gleich den deutschen Balladendichtern in die Arme zu werfen.

Der Freund der Familie (Słowacka) Odyniec erzählt Wunder von der deutschen Poesie und Frau Salomea, die stark an die Berliner plutokratisch-professoralen Frauengestalten der Romantik gemahnt, studierte Kant und Humboldt, jenen Humboldt, der auf seiner Reise nach Asien nur einen Begleiter, den Polen . . . Witkiewicz mitgenommen hatte. Im Gymnasium gab man den Schülern zur Lektüre die Tragödien von Kleist. Im „Dziennik Wileński" gab es nur Arbeiten über deutsche Gelehrte und Dichter. Ob das polnische Theater spielte oder ob oft nacheinander eine deutsche Truppe kam, das Repertoire bestand überwiegend aus deutschen Werken. So hat im Theater, aus dem Buche der Frau von Staël, von Odyniec, Borowski und dem Herrn Mickiewicz — der junge Słowacki vor dem zwanzigsten Lebensfrühling gehört, gesehen und in sich aufgenommen:

„Die Räuber", „Don Carlos", „Wallenstein", „Wilhelm Tell", „Goetz von Berlichingen", „Egmont", „Torquato Tasso", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina". Aus der Frau von Staëls Buche „De l'Allemagne" lernte er zum ersten Male den „Werther" . . . und den „Faust" kennen. Im deutschen Theater (1823) erfuhr er zum ersten Male den Namen Beniowski (der Name des Helden einer seiner späteren Dichtungen) im Melodrama Kotzebues („. . . oder die Verschwörung von Kamtschatka"); hier sah er die Tragödie Körners „Helena (oder die Hajdamaken der Ukraine)".

Als Slowacki zum ersten Male und für immer in die Welt zieht, gibt ihm die Mutter (sie weilte oft in Karlsbad) ins Reisebündel vor allem . . . „Deutsche Gespräche" mit. In einem Briefe an die Mutter aus Genf (1834): „Ich arbeite jetzt unaufhörlich, ich lese sehr viel, **ich habe mich ganz in die deutsche Philosophie gestürzt**, trotz vieler vager Träume des Idealismus nährt sie meine Phantasie." Dann schreibt er aus Paris (das er nicht leiden mag): **„Wenn ich noch ein Land zum wohnen wählen könnte, würde ich nach Deutschland übersiedeln und ruhig und billig leben"** (1834) . . . „gegen die französische Literatur hatte ich immer einen Abscheu, denkt also nicht, daß ich je ein Renegat werden könnte" (1839). Als Goethe starb, schrieb Slowacki (etwas stark selbstbewußt! D. R.): „Ich erfuhr vom Tode Goethes und dachte mir: Gott hat ihn von der Welt genommen, um für mich, den schaffenden Dichter, Platz zu machen." Sein Geist war vom Knabenalter an erfüllt von Goethe und seinem „Faust". Weniger von Schiller.

Es folgen Zitate aus Briefen und Werken Slowackis, die erhärten, welche tiefen Spuren Goethesche Dichtungen in seiner Phantasie hinterließen. Nowaczyński führt dann weiter aus: „Wo man nur hingreift, in den Werken, Briefen, im Tagebuch — **überall Reminiszenzen aus der deutschen Romantik.** — — — „Daß er die deutsche Sprache kannte (woran Tarnowski und Jablonowski zweifelten), unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Wenn Mac Donald ihm in den späteren Jahren das Englische in drei Monaten beigebracht hat, so hätte er die deutsche Sprache, die er vom Knabenalter an in Wilna im Elternhause, bei befreundeten Familien, im Theater, in der Schule hören konnte, nach dem Jahre 1831 jedenfalls schon sehr tüchtig beherrschen müssen, wenn er schon in Genf hauptsächlich deutsche Philosophen las, die damals entweder noch in keine Sprache übersetzt oder überhaupt unübersetzbar waren. Alle unsere Romantiker haben die Sprache der für Polen damals so sympathischen Biedermeier-Deutschen gekannt und . . . um die Wette übersetzt, was zu übersetzen war." Nowaczyński macht darauf aufmerksam, daß die Studien von Jan Gwalbert Pawlikowski über die Mystik Slowackis noch sehr zu erweitern wären durch Studien über den Einfluß der deutschen romantischen Philosophen auf die Ideenwelt Slowackis.

Wir tragen, bis wir brechen.

Von Prinzessin Hildegard von Bayern.

„Wir tragen, bis wir brechen".

So sagten die gelben Wasserlilien, als ich wie gewöhnlich an ihnen vorüberschritt und an den See ging.

„Wie meint ihr das?" fragte ich sie verwundert und sah in ihren schwertförmigen Kelch hinab.

„Wie wir das meinen? Das wirst du erst verstehen, wenn unsere Zeit gekommen ist", antworteten sie mir und ließen mich meines Weges ziehen.

Was nur die stillen Kämpferinnen mit den Schwertern am Herzen mir zu sagen hätten? —

So kam ich in der Folge noch öfters an ihnen vorbei, erfreute mich stets ihrer neuaufquellenden Knospen und ihrer schönen Einfachheit und Ursprünglichkeit.

Eines Tages aber begegnete ich des Gärtners Töchterlein, die einen Arm voll herrlichster Edelsorten Irise trug. Die leuchteten in allen Farben und Schattierungen und stellten die wilden Schwertlilien vollständig in den Schatten.

Doch kampfesmutig wie sie waren, riefen sie ihm zu: „Macht auch uns so schön, so gut und farbenfroh wie diese!"

Da beugte sich des Gärtners Töchterlein über sie und übertrug mit einem Pinselchen den Staub der Edelgattung auf die Wildlinge. Und willig boten diese ihre Zünglein dar.

Nachdem dies geschehen und sie auf diese Weise besamt wurden, blieben sie ehrfürchtig und stille stehen wie zum Dankgebete.

So harrten sie des Sommers Hitze und Regen.

Und endlich verblühten sie. Verblühten, um zu reifen. Schon blitzte der Same wie eine Reihe Zähne aus den Hüllen hervor, als wollte er nur des Augenblickes harren, da er herausspringen dürfte.

Endlich bogen sich die Stengel vor der Last der schwer gefüllten Kapseln bis an den Boden nieder und sprachen wiederum:

„Wir tragen, bis wir brechen."

Da begriff ich, was ich im Wonnemonat Mai noch nicht begreifen konnte:

Wir müssen blühen, um zu reifen, reifen, um uns zu beugen, zu beugen vor dem, der allein unsere Geschicke in der Hand hält, der uns das Leben verliehen und uns allein brechen kann, wenn unsere Zeit gekommen.

Wertvolle Funde bei den Ausgrabungen in Ur.

Vor einiger Zeit sind in Ur im ehemaligen Mesopotamien auf Veranlassung des Britischen Museums Ausgrabungen durchgeführt worden, die zu Beginn des Frühjahrs unterbrochen wurden. Über das Ergebnis berichtete Mr. L. Woolley nach seiner Rückkehr, es könne kaum noch übertroffen werden. Der gegenwärtige Stand der Ausgrabungen gestatte bereits, sich ein vollständiges Bild über Lage, Ausdehnung usw. der alten Stadt Ur, wie sie etwa 2100—1900 v. Chr. hier stand, zu machen. Bei der Bauweise der Häuser fiel zunächst auf, daß sie durchweg solide aus gebrannten oder getrockneten Ziegelsteinen aufgeführt waren. Die Mehrzahl der Bauten war zweistöckig. Die Bauart und Anordnung der Häuser ist die gleiche gewesen, wie sie heute noch in Bagdad und Basrah gefunden wird. — Die oftmals gemachte Entdeckung, daß man unter den Häusern Begräbnisstätten fand, läßt den Schluß zu, daß diese Sitte weit verbreitet gewesen sein muß. Bei einigen Häusern wurden sogar Anbauten freigelegt, die allem Anschein nach als Leichenkapelle dienten. Besonderes Interesse beansprucht auch ein Fund, der in einem Hause in Tongefäßen, die rund um einen Altar gruppiert waren, die Überreste der Leichen von 30 Kindern zutage förderte. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß dieses Gebäude einer Gottheit geweiht war, die als Patron der Kinder galt. Ferner brachten die Ausgrabungen auch eine Reihe altertümlicher Kunstgegenstände ans Licht. Verschiedene Geräte aus Elfenbein, sehr gut gearbeitet, darunter mehrere Toilettenartikel in feinster phönizischer Ausführung, erregten allgemeine Bewunderung. Besonders fiel auch eine reich verzierte elfenbeinerne Tafel mit Inschrift auf. Für die Blüte der Kunst im alten Mesopotamien zeugten einige Goldfunde. Man sieht diesen Gegenständen schon auf den ersten Blick ihre ungemein sorgfältige Herstellung an. Waffen und Geräte aus Gold mit reichsten Verzierungen verraten deutlich ihre Bestimmung zur Verwendung bei zeremoniellen Handlungen. Als schönstes Stück dieser Art wurde von dem Berichterstatter ein Dolch mit Scheide, aus Gold und Lapislazuli gearbeitet, bezeichnet, der in verschwenderischster Weise mit Filigranarbeiten geschmückt war. Neben Waffenteilen, Handwerkszeug usw. wurden auch verschiedene Gefäße aus Alabaster, Steatit und Kalkstein gefunden. In einer der ältesten Zeit angehörigen Schicht wurde ein Gerät aus Eisen freigelegt. Nicht zu vergessen sind bei den Funden auch einige Siegelrollen, die für die Beurteilung der Kunstfertigkeit jener Zeit wichtige Anhaltspunkte bieten. L. Woolley schließt seinen Bericht mit der Versicherung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach auch im kommenden Winter wieder ein reiches Ergebnis der Ausgrabungen erzielt wird.

Lustige Rundschau



* **Macht der Gewohnheit.** „Warum schlagst denn dein Gaul jetzt allerweil?" — „Ja, seitdem i verheirat' bin, hab i wir's ang'wöhnt."

*

* **Erklärung.** Madame kommt in die Küche. Findet Emma, die Köchin, die einen dicken Roman schmökert. „Das ist nun schon das dritte mal, daß ich Sie dabei erwische. Können Sie mir das erklären?" — Emma nicht verlegen: „Das kommt bloß von Ihren Gummisohlen, gnädige Frau."

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.